

Laura Imai Messina • Das Postamt der verlorenen Briefe

Laura Imai Messina

Das Postamt
der verlorenen Briefe

Roman

*Aus dem Italienischen
von Judith Schwaab*

btb

Für die Unbekannten meines Lebens

Ist der Papierdrachen zerrissen?
Halte das Seil fest!

JANNIS RITSOS, *Monochorde*

Wie zwischen Geist und Körper
herrscht Verwirrung zwischen dem Sinn
und dem Wort, das ihn verbirgt,
als wären sie unzertrennlich
ein einziges Wunder.

Während das Wunder gerade die Trennung ist,
der Augenblick, wenn das Fleisch des Wortes
von den bleichen, trockenen Knochen des Sinnes
abfällt
und wir entdecken, dass die Seele
uns immer enger band als das Blut.

ANA BLANDIANA,
Variationen über ein gegebenes Thema

Prolog

»Da steht ein kleines Mädchen am Haus.«

Frau Shibata hob den Blick und ließ das Messer auf halber Höhe schweben. »Was hast du gesagt?«

»Ein Mädchen ist hereingekommen und steht am Eingang.«

Auf den Sohn wirkte Frau Shibata geistesabwesend, als hätte sie die Dringlichkeit dessen, was er gesagt hatte, nicht begriffen. »Was soll ich machen? Sie ist vom Regen vollkommen durchnässt und hat nicht einmal Schuhe an. Nur Strümpfe, und die sind voller Matsch.«

Die Frau legte das Messer auf der Arbeitsfläche ab, und Makoto sah, wie der dunkle Schatten um ihre Augen plötzlich noch dunkler wurde. »Aber wer ist sie?«

»Keine Ahnung.«

Frau Shibata schaltete den Herd aus und entfernte sich rasch von der Kochinsel.

»Bleib ruhig«, bat er sie. »Sie ist noch klein.«

Makoto, der an jenem Tag elf Jahre alt wurde, lief langsam hinter ihr her: Er fürchtete, ein plötzliches Geräusch könnte den kleinen Eindringling erschrecken, so wie bei den *Mejro*, den Japanbrillenvögeln, die sich gerne in den

Pflaumenbäumen im Garten aufhielten, aber aufflatterten, sobald sie einen Schatten bemerkten.

»Dort ist sie«, flüsterte er und zeigte auf das kleine Mädchen, das auf der kurzen Treppe saß, die vom Eingang zum Haus hinaufführte. Die Kleine trug ein rotes Kleid, das nass und schlaff an ihr herunterhing. Regenwasser tropfte aus ihrem Haar.

»Hallo«, sagte die Frau leise. Sie ging in ein paar Meter Entfernung in die Hocke, und das Mädchen wandte sich ihr zu und schaute sie an. An ihrem Gesichtsausdruck erkannte die Frau, dass sie noch klein war, jünger, als sie gedacht hatte.

»Wer bist du? Wie kommst du hierher?«

Es war ein Zufall, aber genau in dem Moment, als die Mutter murmelte: »Hast du dich verirrt?«, fragte der Junge das kleine Mädchen, wie es heiße, sodass beide sich überhönten und nicht zu verstehen waren. Das Mädchen lachte und zog etwas aus seiner Tasche, strich es glatt und hielt es der Frau hin.

Frau Shibata war darüber ebenso verblüfft, wie sie sich zuvor mit Staunen vorgestellt hatte, wie das Mädchen von zu Hause fortgegangen war, ohne Schuhe trotz des Regens, wie es sich für ein offen stehendes Tor entschieden und sich in aller Ruhe auf die Treppe vor dem Eingang gesetzt hatte. Als sie von der Kleinen den Umschlag entgegennahm, zuckte sie erschrocken zusammen, denn in diesem Moment rief das Mädchen, das bislang noch nichts gesagt hatte: »Zugestellt!«

Das Rätsel um die kleine Unbekannte hielt kaum mehr als eine Stunde an, eine Zeitspanne, die jedoch länger erschien, da es immer noch in Strömen regnete, das Mädchen erst einmal trocken gerieben werden musste und wegen des Gewitters das Telefon nicht funktionierte. Ihr Name war Risa, und sie war drei Jahre alt, was sie erklärte, indem sie Daumen, Zeigefinger und Mittelfinger in die Höhe reckte. Der Brief war in der Präfektur Oita abgeschickt worden, doch der Empfänger wohnte in Kamakura, nur wenige Häuserblocks von ihnen entfernt.

Als der Himmel endlich aufbrach, bat Frau Shibata ihren Sohn, auf sie zu warten, während sie die Kleine zu der Adresse bringen würde, die auf dem Brief stand: Sie war davon überzeugt, dass Risa nur deshalb in den Besitz des Schreibens gekommen war, weil sie es daheim bei sich gefunden hatte. Makoto bestand jedoch darauf, mitzukommen, und hielt die Hand des kleinen Mädchens fest in der seinen, passte auf, dass es sich seinen Weg zwischen den tiefen Pfützen und den tropfenden Vordächern suchte. An den Füßen trug Risa die Gummistiefel, die einst ihm gehört hatten, und sie lächelte und schwieg, freute sich über die neuen Kleidungsstücke, die man ihr angezogen hatte. In der Hand hielt sie eine Tüte mit dem roten Kleidchen, das Frau Shibata notdürftig mit dem Föhn getrocknet hatte.

Als sie die Adresse gefunden hatten, ging aus dem erstaunten Blick der älteren Dame, die ihnen die Tür öffnete, sofort hervor, dass die Kleine nicht dort wohnte.

»Ja, der Brief gehört mir«, sagte die Frau mit einem Nicken und drehte den Umschlag um. »Der ist von meinem

Bruder, der mir seit fünfzig Jahren jeden Monat schreibt, seit er in Oita Lehrer wurde und aus Kanagawa weggezogen ist. Mittlerweile ist er im Ruhestand.«

»Aber kennen Sie dieses kleine Mädchen? Ist es nicht mit Ihnen verwandt?«

»Nein ... Nein!«, rief die Frau verduzt. »Ich bin allein stehend, manchmal kommen mich meine Söhne besuchen, aber sie wohnen weit weg, der eine in Fukushima, der andere in Okinawa.« Dann, nach einem kurzen Zögern, wandte sie sich wieder dem Briefumschlag zu. »Aber wieso ist er bei Ihnen gelandet?«

»Er war in der Tasche des Mädchens.«

»Dieses kleinen Mädchens hier? Wirklich?«

Die ältere Dame betrachtete Risa neugierig, stutzte. »Aber ... ich hab dich schon mal gesehen ...«

»Erinnern Sie sich, wo? Vielleicht auch, mit wem?«

Die Frau schaute wieder auf ihren Brief, hob dann plötzlich den Blick. »Na klar, jetzt weiß ich's! Das ist die kleine Tochter von Katō!«

»Katō?«

»Ja, Katō-san, der die Post bringt. Einmal habe ich die beiden zusammen im Supermarkt gesehen und ein anderes Mal an Silvester, vor dem Hachiman-Schrein.«

»Der Briefträger?«

Die Frau nickte.

»Wissen Sie, wo er wohnt?«

Makoto, der keinen Moment lang Risas Hand losgelassen hatte, sah, wie die ältere Dame den Kopf schüttelte; er sagte nichts, fand es aber seltsam, dass der Vater des klei-

nen Mädchens zwar offenbar von allen Menschen hier die Adresse kannte, umgekehrt aber niemand die seine, dass dieser Herr Katō jedem blindlings Päckchen, Einschreiben und Briefe lieferte, ihm selbst aber niemand seine Tochter zurückbringen konnte. In diesem Moment überkam Makoto dasselbe Gefühl, das er jeden Morgen verspürte, wenn er Kentarō in der Schule traf, der seit Jahren die erste Klasse wiederholte und allen unermüdlich zulächelte, als wäre das Leben eine wundervolle Sache, in der es funkelte und glitzerte, eine Welt, in der es Dschungeltiere und erstaunliche Planeten gab, während umgekehrt niemand auf dieses Lächeln reagierte. Niemand nahm es ernst, keiner erwiderte es.

Frau Shibata verabschiedete sich mit einer Verbeugung von der älteren Dame, und während sie sich entschlossenen Schrittes auf den Weg in Richtung des Hauptpostamtes der Stadt machten, richtete sie an ihre kleinen Begleiter ein paar Worte (»Risa, du wirst sehen, bald bist du wieder zu Hause!« ... »Beeilen wir uns ein bisschen, die Mutter des Mädchens stirbt bestimmt vor Angst.« ... »Und dein Vater, Makoto, kommt heute früher von der Arbeit, damit wir deinen Geburtstag feiern. Ich möchte nicht, dass er zu Hause niemanden vorfindet.«) Makoto dachte weiter über jenes nicht erwiderte Lächeln, über jene nicht erfolgte Reaktion nach und empfand sie als Unrecht. An dem Tag, an dem er elf wurde und ein kleines, fremdes, durchnäss-tes Mädchen ohne Schuhe bei ihm zu Hause aufgetaucht war, begann er zu ahnen, welch ungleiches Wechselspiel die menschlichen Beziehungen regiert, ein namenloses Un-

recht, das von allen Menschen hingenommen und von allen gleichermaßen begangen wurde.

Auf dem Weg über den Bahnübergang erreichten sie schließlich das Postamt. Herr Katō sei erst vor Kurzem gegangen, hieß es dort. Jemand rief bei ihm zu Hause an, aber niemand ging ran. (»Er war gerade mit seiner Schicht fertig, wahrscheinlich ist er noch nicht zu Hause.« »Der Frau geht es schon eine Weile nicht gut, bestimmt hat sie das kleine Mädchen aus den Augen gelassen.« »Das ist nicht das erste Mal, sie schläft oft den ganzen Tag.«) Makoto bemerkte, wie die Augen seiner Mutter schmal wurden, so wie das bei Erwachsenen oft der Fall ist, wenn ihnen bewusst wird, dass sie nicht für alles auf der Welt eine Lösung haben. »Es ergibt keinen Sinn, die Polizei zu rufen, besser, wir bringen sie direkt nach Hause. Ist es weit von hier?«

Wieder draußen auf der Straße, streckte Risa die Ärmchen aus, und Frau Shibata hob sie hoch, während Makoto den Schirm so weit nach oben streckte, wie er konnte, um sie vor dem Regen zu schützen. Dann traten sie den Rückweg an, kamen wieder am Bahnübergang vorbei, an verschiedenen Geschäften und stiegen die Anhöhe hinauf, die zum Sasame-Berg führte.

Sie liefen schweigend, Risa war an der Schulter der Frau eingeschlafen, und Makoto betrachtete das entspannte Gesicht des kleinen Mädchens. Sie blieben erst stehen, als sie das allerletzte Haus erreicht hatten, hinter dem nur noch der Berg mit seinem undurchdringlichen Gestrüpp aus schwarzen Kiefern, Enzian und Bambus kam. Über der

Haustür baumelte eine kleine Lampe. Die Dunkelheit hüllte das Gebäude vollkommen ein und schien es beinahe zu verschlingen.

»Risa?«

»Risa, wach auf. Wir sind da.«

»Du wohnst doch hier, oder?«

Das kleine Mädchen öffnete die Augen, schwieg aber. Es blieb so hartnäckig stumm, dass zunächst Zweifel in ihnen aufkamen, ob sie vor dem richtigen Haus standen.

Das Mauerwerk war vollständig mit Efeu bewachsen, dessen Ranken sogar das Glas der Fenster bedeckte: Es sah aus, als hätte der Berg dem Haus sein Leben nur für eine einzige Jahreszeit überlassen und wäre gerade dabei, es sich wieder einzuverleiben.

Frau Shibata betätigte die Klingel. Erst beim dritten Versuch waren von drinnen Geräusche zu hören, kurz darauf öffnete ihnen eine Frau. Sie sah verschlafen aus und schien gerade etwas sagen zu wollen, als ihr Blick auf das kleine Mädchen fiel. »Risa!«, rief sie.

Die Tochter las aus dem Gesicht der Mutter ab, was in ihr vorging, fühlte sich auf einmal hundemüde und brach, als käme erst jetzt alles in Bewegung, in Tränen aus. Frau Shibata wunderte sich über ihr Weinen, so wie sie sich zuvor über ihr Schweigen gewundert hatte. Es war nicht ihre Schuld, doch sie fühlte sich trotzdem verantwortlich.

»Wir haben so schnell gemacht, wie es nur ging«, rechtefertigte sie sich und überreichte der Frau das kleine Mädchen. »Leider wussten wir nicht, wer sie ist, mein Sohn hat sie bei uns zu Hause am Eingang gefunden, sie hatte keine

Schuhe an. Zu dem Zeitpunkt regnete es noch in Strömen, und wir haben sie ein bisschen getrocknet.«

»Risa ...«

»Wir wollten lieber nicht zur Polizei gehen, weil es uns weniger unangenehm für die Kleine schien, sie direkt nach Hause zurückzubringen. Wenn sich die Angelegenheit noch weiter hinausgezogen hätte, hätten wir sie aber gerufen.«

»Ich ... ich danke Ihnen, es tut mir sehr leid ... ich bedaure ... die Unannehmlichkeiten«, murmelte die Frau und drückte ihre Tochter an die Brust.

»Sie hat uns keine Unannehmlichkeiten bereitet, sie ist ein braves kleines Mädchen«, beeilte sich Frau Shibata zu sagen. »Die Kleidung und die Stiefel kann sie gerne behalten. Es sind alte Sachen, die meinem Sohn gehört haben, als er noch klein war, und ich wollte sie sowieso entsorgen. Wenn Sie nichts damit anfangen können, werfen Sie sie einfach weg.«

Die Frau schien rein gar nichts bemerkt zu haben, weder zuvor, dass ihre Tochter verschwunden war, noch jetzt die nasse Kleidung in der Plastiktüte, ebenso wie ihr wahrscheinlich nicht aufgefallen war, dass es regnete und bereits fast Nacht geworden war.

Frau Shibata, die sich sichtlich unwohl fühlte, trat den Rückzug an.

»Dann gehen wir wohl besser, wir müssen noch die Geburtstagsstorte beim Konditor abholen ... mein Mann ist bestimmt schon von der Arbeit daheim ... wissen Sie, es ist schon spät, morgen ist Schule.«

Plötzlich hörten sie hinter sich Schritte und sahen einen Mann, der im Dunkel auftauchte.

»Papa«, rief Risa, machte sich aus der Umarmung ihrer Mutter los und lief ihm entgegen. Ohne abzuwarten, verbeugte sich Frau Shibata rasch, nahm ihren Sohn am Arm und sagte: »Gehen wir.«

Einen Moment lang wandte sich Makoto um und schaute den Postboten an. Irgendwie kam er ihm vertraut vor, doch er war sich sicher, wenn er ihn am darauffolgenden Tag in der Stadt träfe, würde er ihn nicht wiedererkennen.

Mutter und Sohn gingen rasch den Berg hinunter, und die Schatten, die in der abendlichen Feuchtigkeit dichter geworden waren, teilten sich vor ihren Schritten wie schwarzes Wasser.

»Ich wusste nicht, dass da oben überhaupt jemand wohnt«, sagte der Junge leise. »Ich wusste nicht einmal, dass am Ende dieser Straße überhaupt etwas ist.«

»Ich auch nicht«, erwiderte Frau Shibata.

»Dabei ist es gar nicht so weit von unserem Haus entfernt.«

»Weniger als ein Kilometer Luftlinie ...«

»Warum wissen wir so etwas eigentlich nicht?«

»Was meinst du mit ›so etwas?‹ So etwas wie die Existenz eines Hauses?«

Makoto nickte.

»Wahrscheinlich, weil es uns nicht interessiert ... wenigstens nicht, solange uns niemand darauf aufmerksam macht«, antwortete sie mit einem kurzen Lächeln.

Die Konditorei erreichten sie, kurz bevor der Rollladen heruntergelassen wurde. Sie holten die Geburtstagstorte ab und kauften noch ein Brathähnchen. Es wurde eine ruhige Feier, und Makoto bewunderte den ganzen Abend die *Kendō*-Ausrüstung, die er von seinem Vater geschenkt bekommen hatte. Allerdings wurde das Abendessen wieder einmal von einer der üblichen Streitigkeiten zwischen den Eltern begleitet, die sich schon seit Monaten nicht mehr ins Gesicht schauten, wenn sie miteinander sprachen. Allmählich war Makoto zu der Überzeugung gelangt, es sei vielleicht bei allen Erwachsenen so, wenn sie miteinander redeten.

Bevor er sich, wie immer beim Zubettgehen, eine große Wiese vorstellte, über die der Wind strich, der ihn gewöhnlich in den Schlaf wiegte, dachte Makoto an das mit Efeu bewachsene Häuschen zurück, und von allen möglichen Erinnerungen an diesen seinen elften Geburtstag, dem letzten, den er in jener Stadt verbrachte, suchte er sich ausgerechnet die an das kleine Mädchen im roten Kleid aus, das vor seinem Haus auf der Treppe saß, tropfnass, wie es seiner Mutter einen Brief reichte. Einen Brief, der weder mit ihr noch mit ihm etwas zu tun hatte, der aber auf mysteriöse Weise dazu geführt hatte, dass sie einander kennenlernten.

Eins

Es genügte ein Zeichen, ein einziger Vorwand, damit das Außergewöhnliche tatsächlich stattfand.

Risa hatte das Gefühl, dies geschehe besonders dann, wenn einem eine Umgebung fremd war, und fremd auch all diejenigen, die in ihr lebten. Seit ihrer Kindheit wusste sie, dass der allergrößte Zauber unter Menschen entfacht wird, die einander *nicht* kennen, und umso beständiger ist, wenn dies auch so bleibt.

Risa ging auf das Fensterchen zu und sah hinaus auf das Seto-Binnenmeer, das sich weiter erstreckte, als das Auge reichte. Die Luft aus dem Ventilator über ihr schwappte in Wellen auf sie herab, streifte ihre Stirn und zerzauste ihr das Haar. Ihr Koffer klemmte in dem Spalt zwischen dem Sitz vor ihr und ihrem eigenen, und überall waren Leute, die sie nicht kannte; sie alle einte die Tatsache, dass Risa nichts von ihnen wusste. Nur zwei junge Mädchen schienen auf Reisen zu sein, während die anderen Passagiere offenbar Pendler waren, Menschen ohne Gepäck, die genau wussten, wie lange die Überfahrt dauern würde. Wahrscheinlich bestiegen sie das Schiff tagtäglich, um zur Schule oder zur Arbeit zu fahren und irgendwann später den Rückweg anzutreten.

»Awashima, nächster Halt ist die Insel Awashima. Wir bitten unsere Fahrgäste, keinerlei Gepäck an Bord zu verpacken und zu warten, bis wir angelegt haben, bevor sie sich von den Sitzen erheben.«

Risa hatte bei Morgengrauen das Haus verlassen und im üblichen Gedränge eines Dienstagmorgens den Zug nach Yokohama bestiegen. Um halb acht war sie am Flughafen Haneda an Bord ihres Fliegers gegangen und hatte beim Start beobachtet, wie die Wohnhäuser, Büros, Parks, die Schulhöfe, Kioske und Sportstadien unter ihr immer enger zusammenrückten, bis es dazwischen überhaupt keine freien Flächen mehr gab. Und ihr war der Gedanke gekommen, dass Tokio, mit seinen zahllosen namenlosen Straßen, den Hausnummern, die mit jedem Abriss verschwanden und dann wieder auftauchten, mit seinen verlassenen Häusern und den immer neuen Wohnformen, dort unten zu einem grenzenlosen Moloch wurde.

Der Flug nach Takamatsu war nur kurz gewesen, zumal sie bereits direkt nach dem Start der Schlaf übermannt hatte. Sie hatte erst wieder die Augen aufgeschlagen, als bereits der Landeanflug angekündigt wurde, und erneut ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Landschaft gerichtet. Plötzlich lag das Meer unter ihr, und der Anblick der vielen, vielen kleinen im Seto-Binnenmeer verstreuten Inseln hatte sie in ihre Kindheit zurückversetzt, als ihr im Alter von neun Jahren ein großer grüner Keramikteller aus der Hand gerutscht und am Boden in tausend Stücke zersprungen war; sie erinnerte sich noch daran, wie ihre Mutter erschrocken zusammengezuckt war und sich dann ein etwas distanzier-

tes Lächeln auf ihrem Gesicht ausgebreitet hatte, während Risa selbst sich hektisch bückte, um die Scherben aufzuheben, ehe sich die Mutter, plötzlich wieder gut gelaunt trälend, daran hätte schneiden können.

Welches Lied ihre Mutter damals wohl angestimmt hatte, hatte sich Risa im Flugzeug gefragt. Und während sie mit dem Blick über die Wasserfläche wanderte und nach einer kleinen Insel in Form einer Schiffsschraube suchte, hatte sie flüsternd überlegt: »Welche davon wohl Awashima ist?«

Risa hatte eine frühe Ankunftszeit gewählt, um den Rest des Vormittags dafür zu nutzen, sich den Weg vom Postamt an der Anlegestelle bis zu ihrem Wohnhaus einzuprägen, ihre Kleider in den Schrank zu hängen sowie eine Liste mit allem anzulegen, was sie für ihren einmonatigen Aufenthalt auf der Insel benötigte.

In dem Haus, das man ihr zur Verfügung gestellt hatte, wohnten meistens Künstler, um dort an Projekten zu arbeiten, die sie dann entweder auf der Insel oder bei der Triennale von Setouchi, der bedeutendsten Kunstmesse der Gegend, ausstellten. Das eigentliche Hauptgebäude erhob sich auf dem Gelände der ehemaligen Mittelschule, während das ihr zugewiesene Häuschen, das nur wenige Quadratmeter maß, in einiger Entfernung zu dem kleinen Hafen lag. Es befand sich am Ende der einzigen Straße, die über die Insel führte, an dem Punkt, wo der Anstieg ins Gebirge begann.

Ausgerechnet während jener zwei Monate zwischen Winter und Frühling war das Häuschen unvermietet geblie-

ben, und so hatte Risa an die lokale Verwaltung appelliert, es ihr zu überlassen, was ihr aufgrund des guten Namens ihrer Universität und, wie sie fand, mit einem Quäntchen Glück gewährt worden war.

»Awashima, nächster Halt ist die Insel Awashima. Wir bitten unsere Fahrgäste, keinerlei Gepäck an Bord zu verpacken und zu warten, bis wir angelegt haben, bevor sie sich von den Sitzen erheben.«

Das Schiff nahm Kurs auf den kleinen Hafen und fuhr dabei eine leichte Kurve. Bei den beiden Touristinnen machte sich Aufregung breit, sie sprangen auf, andere knöpften ihre Mäntel zu, legten sich die Taschen um, setzten ihre Rucksäcke auf und wandten den Blick von den Bildschirmen der Fähre ab, auf denen ein etwas überspanntes und mit Untertiteln versehenes Unterhaltungsprogramm lief.

»Brauchen Sie Hilfe mit dem Koffer?«

Der Mann, der sich an sie wandte, nur etwas größer als sie, hatte offenbar gesehen, wie sie sich an dem Gepäckstück zu schaffen machte, um es aus dem Spalt zu befreien. Instinktiv fragte sich Risa, wo er die ganze Zeit gesessen hatte und ob er vielleicht zur Besatzung gehörte, denn unter den Fahrgästen hatte sie ihn nicht bemerkt.

»Nein danke«, gab sie ihm rasch zur Antwort. In diesem Moment gelang es ihr, den Koffer herauszuziehen.

Er nickte und stemmte mit der Schulter die Tür auf, die ins Freie führte. Er hatte mehrere übervolle Tüten mit Lebensmitteln dabei: Aus der einen ragte ein Büschel *Negi*-Frühlingszwiebeln, aus der anderen ein paar Bananen.

Als auch Risa ins Freie trat, erwischte sie ein Windstoß

kalter Luft vom Ozean her, der hier nur »Meer« genannt wurde.

Endlich seid ihr zu Hause, dachte sie und strich zärtlich über den Postsack voller Briefe, den sie an ihre Hüfte drückte. Jedes dieser geheimnisvollen Schreiben trug, in unterschiedlicher Schrift, eine andere Adresse, die Risa, obgleich sie weder Empfängerin noch Absenderin war, auswendig konnte.

Sie betrachtete Awashima vom Bug des Schiffes aus, und etwas sagte ihr, dass sich in diesem Moment ihr Leben veränderte – nicht der konkrete Trott des Alltags, sondern die Art und Weise, wie sie es von nun an empfinden würde. Genauer konnte sie sich noch nicht vorstellen, doch die besondere Form der Insel, die ihr aus dieser Perspektive sehr langgezogen vorkam, und der Umriss des kleinen Hafengebäudes, das mit einem großzügigen Dach aus weißem Segeltuch überspannt war, kamen ihr wie ein Beweis dafür vor. Genau in diesem Moment legte sich dieser Anblick in Risas Denken über die etwa ein Dutzend Fotos und Videoschnipsel, die sie in Vorbereitung der Reise in ihrem Kopf gespeichert hatte, und ließ sie ausnahmslos verblassen.

»Achtung! Gehen Sie bitte beiseite!«, wiesen die Kofferträger die Umstehenden in entschlossenem Ton an, während sie sich mit dem Gepäckwagen zu schaffen machten.

Am Ankerplatz stand ein kleiner Mann, der ein großes Schild mit ihrem Namen darauf hielt: »Frau Dr. Risa Katō«. Er hielt es sich über den Kopf und schaute sie an, hatte sie inmitten der vielen Gesichter, die sich am Kai versammelt hatten, auf der Stelle entdeckt. Sie lächelte ihm zu, doch es

war ein verhaltenes Lächeln; mehr Begeisterung hätte ihrer zurückhaltenden Art nicht entsprochen.

Die Hafendarbeiter zogen an den Tauen und begrüßten einander so beiläufig, dass Risa das Gefühl hatte, es sei die Fortsetzung eines Gesprächs, das sie nur wenige Stunden zuvor an genau dieser Stelle unterbrochen hatten. Dann endlich wurde die Schiffsbrücke am Anlegeplatz festgemacht, und die Fahrgäste begannen mit dem Aussteigen, hielten sich an den Seilen fest, während sie über die Laufplanke gingen.

»Herzlich willkommen in Awashima, Katō-sensei«, rief der Mann und ging mit dem Schild unter dem Arm auf Risa zu.

So wie der Schatten der Wimpern über eine Wange streicht, verstrich auch der Morgen auf der Insel und würde bald schon in den Nachmittag übergehen.

Risa folgte mit dem Blick den Touristinnen, die ihre Koffer mühsam in Richtung des einzigen Hotels auf der Insel zogen, und bemerkte auch den Mann, der sich angeboten hatte, ihr mit dem Gepäck zu helfen. Sie sah, wie er mit den vollen Lebensmitteltüten einen kleinen Lieferwagen bestieg, der an dem winzigen Platz an der Anlegestelle geparkt war.

»Sie sind genau richtig gekommen, einen Tag vor dem Ansturm!«

Überrascht wandte sich Risa dem Mann zu, der mit dem Schild auf sie gewartet hatte und jetzt dabei war, ihren Koffer auf den Rücksitz eines Fahrzeugs zu hieven.

»Ansturm?«

»Morgen werden wir mindestens ein Drittel mehr Menschen auf der Insel haben als sonst«, sagte er lachend und zeigte dabei sein vollkommenes Gebiss. »Eine wahre Invasion, aber eine gänzlich friedfertige.«

»Ich habe gelesen, dass es kaum mehr als hundert Bewohner hier gibt«, sagte sie, etwas unsicher.

»Laut der letzten Volkszählung leben hier offiziell einhundertzweiundvierzig Seelen, doch wer kann schon sagen, ob diese Zahl in einer Woche noch gültig ist. Es gibt hier jede Menge Menschen weit über achtzig, die sich aber zum Glück gut halten. Doch man weiß ja nie. Neu ziehen allerdings nur sehr wenige Menschen hierher, vergangenes Jahr zum Beispiel ist nur eine einzige Familie hinzugekommen.«

Der Mann öffnete ihr die Tür, verkündete, wo sie hinfahren würden, und stieg dann selbst ein. Während der Fahrt erklärte er, dass wegen des Momote-Festivals am nächsten Morgen viele zusätzliche Gäste auf die Insel kommen würden. Nur ein Teil davon habe eine Übernachtung gebucht, während der Großteil der Leute nach den Feierlichkeiten aufs Festland zurückkehren werde.

Risa hatte die vergangenen zehn Wochen viele Bibliotheken, Websites und Buchhandlungen durchforstet, um jede Information einzuholen, die es über die Insel gab, doch sie unterbrach ihn nicht. Sie schaute auf den hohen Damm, der sich die gesamte Straße entlangzog, ohne auch nur einmal abzuweichen, den Strand abtrennte und den Ausblick aufs Meer versperrte.

»Machen Sie es sich in aller Ruhe in Ihrer Unterkunft bequem. Sie liegt ein ganzes Stück vom Geschehen entfernt, daher mangelt es nicht an Abgeschiedenheit«, präzisierte der Mann, als sie vor dem Häuschen ankamen.

Doch Risa stellte nur ihr Gepäck ab und wollte gleich wieder los; das Meer rief nach ihr. Sie nahm kaum die bunten Schachteln wahr, die von der Decke hingen, die eigentümlichen Zeichnungen an den Wänden und die Skulpturen, die rechts und links in den Ecken neben dem Eingang standen.

»Eigentlich würde ich am liebsten gleich zum Postamt. Meinen Sie, das wäre möglich?«

»Ach, ich hatte eigentlich vor, Sie zum Abendessen hier abzuholen. Wir würden Sie gerne willkommen heißen, doch wegen des morgigen Festivals können nicht alle da sein.«

»Ich gehe zu Fuß hin und werde einfach dort sein, wo Sie es mir sagen.«

Und als sie sah, wie er zögerte, fügte sie hinzu: »Zur ausgemachten Zeit.«

»Aber Sie brauchen zu Fuß mindestens eine halbe Stunde von hier. Und die Wolken ...«

»Die Straße ist doch ganz gerade, oder?«

»Schnurgerade! Es besteht keinerlei Gefahr, sich zu verlaufen, das ist wohl wahr.«

Risa rückte die Baseballmütze zurecht, die sie auf Reisen so gerne trug, und zog die am Eingang abgestreiften Segeltuchschuhe wieder an.

»Vielleicht kommt ja der Direktor des Postamts zum

Abendessen, aber ich weiß nicht, ob er es schaffen wird, Ihnen Ihren Arbeitsplatz schon vor morgen früh zu zeigen.«

»Das macht gar nichts, ich werde mir das Gebäude von außen ansehen. Ich schaue mir die Umgebung an, für heute genügt mir das.«

Der Mann zuckte mit den Achseln, gab es offenbar auf, ihre Beweggründe verstehen zu wollen. Er machte eine Verbeugung in Richtung Risa und stieg wieder in sein Fahrzeug.

»Bis später!«, verabschiedete sie sich. Erst als sie sich sicher sein konnte, dass er den Motor angelassen hatte, winkte sie ihm noch zu und rief nachdrücklich: »Danke von Herzen!«

Seit ihrer Kindheit fühlte sich Risa erst in dem Moment sicher, wenn sie sich von einem anderen Menschen verabschiedet hatte; erst dann stieg ein Hauch von Zuneigung in ihr auf, als könnte nur durch diese Loslösung Vertrautheit in ihr entstehen: Auf diese Weise wurden beide Parteien zu etwas, das in genau diesem Moment auseinanderbrach.

An das rote Blatt, das auf mein Fensterbrett geweht wurde

Aus welchem Baum stammst du? Wenn es dich auf die Straße hinunterweht, kommst du dann noch einmal zurück? Wohin würdest du fliegen, wenn du verreisen würdest? Bräuchtest du eine Landkarte? Ich zeichne Landkarten, seit ich ein kleines Mädchen war, Landkarten, die mir helfen, den Weg nach Hause zu finden, Landkarten für den Weg in den Schwimmunterricht, für die Ameisen, damit sie den Weg zum Abfalleimer finden, für die Sterne, damit sie, wenn sie keine Lust mehr haben, starr am Himmel zu stehen, einfach herunterfallen können. Weißt du denn schon, wo du hinwillst? Es war schön, als ich das Fenster aufgemacht und dich auf dem Fensterbrett gefunden habe. Aber ich bin auch ein wenig besorgt. Wolltest du genau hierher, oder warst du auf dem Weg woandershin? Stört es dich, wenn ich dich zwischen die Seiten des Büchleins lege, das mir meine Mutter geschenkt hat? Wenn du allerdings lieber gehen willst, kann ich dir auf deine Rückseite ganz klein unsere Adresse schreiben, damit du weißt, wo du hinkannst, wenn du dich verfliegst oder Lust hast, zurückzukommen. Machen wir es so?

Rio

Zwei

»Wenn du nicht gehst, fällst du nicht hin«, sagte ihre Mutter immer zu Risa, »was bedeutet, dass du unweigerlich fallen wirst, sobald du gehst.«

Wenn Risa weinte, setzte sich die Mutter neben sie und erklärte: »Das Glück ist wie eine Torte: Wenn du sie anschaust, während du Hunger hast, hast du das Gefühl, sie wird dich nie satt machen, aber dann wird dir bereits nach dem ersten Bissen schlecht davon.« Und wenn sich Risa dann ihr zuwandte, fügte sie hinzu: »Glaub mir, die Traurigkeit ist viel schöner.« Und während die Tochter kaute, flüsterte sie ihr zu: »Lass dir Zeit mit dem Essen, schau es dir bei den Schnecken ab«, und fuhr dann geheimnisvoll fort: »Der Himmel ist in Wirklichkeit nicht blau, so wie es immer heißt, aber die Erde ist tatsächlich eine Kugel.« Wenn sie sah, wie Risa einen Füller in die Hand nahm, mahnte sie zur Vorsicht: »Schreib nie etwas, über das du noch deine Meinung ändern könntest.« Manchmal befahl sie ihr auch streng: »Geh gerade, schau, wie es die Giraffe macht«, oder sie warnte: »Man muss den Körper warm halten, sonst wird man krank. Achte besonders auf die Extremitäten, auf Füße und Hände.«

Ob Risa nun drei war oder bereits ihren zwanzigsten Geburtstag gefeiert hatte – die Handvoll Empfehlungen und Enthüllungen, die ihre Mutter für sie bereithielt, änderten sich weder im Inhalt noch im Ton. Manchmal hob die Frau den Blick, richtete ihn auf Risas Gesicht und wunderte sich darüber, wie groß das Mädchen geworden war. Sie sagte allerdings nichts, sondern wandte den Blick wieder ab und beschloss, nicht weiter auf die Absurdität ihrer Entdeckung zu achten.

In Risas Leben fand die irrlichternde Art ihrer Mutter stets ihr Gegengewicht in der beharrlichen Präsenz des Vaters. Vom allerersten Moment an hatte er für die Kapriolen seiner Frau einen Ausgleich gefunden, hatte die verdrehten Worte, ihren trüben Blick und die langen schlaflosen Nächte wieder zurechtgerückt. Risas Mutter konnte nur einschlafen, wenn ihr Geist kurz vor der Kapitulation stand, und oft geschah dies, wenn bereits der Morgen graute. Es kam vor, dass sie um drei Uhr früh voller Zufriedenheit »Guten Morgen!« rief; dann stand Risas Vater auf, erwiderte freundlich den Gruß, strich ihr über den Kopf und brachte sie wieder zu Bett. Wenn sie sich hingegen widersetzte, bereitete er ihr das Frühstück zu und ließ sie im Sessel sitzen, wo sie darauf wartete, dass es hinter dem Berg hell wurde.

»Du bist wirklich die Tochter deines Vaters«, sagte die Mutter zu Risa, wenn sie wütend war. »Du bist wirklich die Tochter deines Vaters«, flüsterte sie ihr aber auch zu, wenn sie Risa voller Zärtlichkeit an sich drückte.

Mit der Zeit hatte sich diese Redeweise bewahrheitet. Es

stimmte, Risa war die Tochter ihres Vaters, und sie liebte ihn so sehr, dass sie mit dem Heranwachsen die Angst entwickelt hatte, niemand anderen ebenso stark lieben zu können. Es waren nicht nur die Blutsbande, die wunderschönen Geschichten, die er ihr erzählte, oder die Gelassenheit, mit der er jede Neuigkeit aufnahm, ob sie nun gut oder schlecht war; auch seine Arbeit als Postbote hatte für Risa einen ganz besonderen Zauber, dieser wundersame Akt, der darin bestand, Briefe und Päckchen auszuliefern und damit die Beziehungen zwischen weit entfernt lebenden oder sogar einander unbekanntem Menschen zu bestärken. Risa bewunderte ihren Vater für seine außergewöhnlich gute Kenntnis von Adressen, für sein Personen- und Ortsgedächtnis. Und mehr als alles andere verehrte sie ihn ob der überaus erstaunlichen Fähigkeit, ausgehend von einer bloßen Reihe von Zahlen und Buchstaben einen präzisen Ort in der Stadt festzumachen, auf die gleiche Art, wie manche Musiker mit einem Blick in eine Partitur in der Lage sind, sich die entsprechende Musik vorzustellen.

Erst als Erwachsene war Risa klar geworden, dass auch ihre Mutter sie mit Gaben versehen hatte, obschon diese oft mit gewaltigen Mängeln einhergingen. So wusste ihre Mutter nicht, wie sie die Tochter im Winter anziehen sollte oder was die angemessene Uhrzeit war, um sich zum Essen an den Tisch zu setzen. Und dennoch war es ihr Verdienst, dass Risa sich jetzt auf jenem abgelegenen Eiland im Seto-Binnenmeer befand, weit weg von ihrem alltäglichen Leben, jedoch bereit, sich dem Risiko zu stellen, das man eingeht, sobald man sich auf die Suche nach Antwort-

ten auf offene Fragen begibt – Fragen, die wir auf unserem Weg von der Kindheit über die Jugendzeit und noch weiter bis ins Erwachsenenalter stets beiseitegeschoben hatten.

»Mach ab und zu mal das Licht aus und stell dich der Dunkelheit in deinem Zelt«, hatte sie zum Beispiel am Vorabend von Risas Abreise ins Sommerlager gesagt. »Lerne, dir das Licht vorzustellen, dann wird es auch leuchten. Das ist eine Übung, die dir nützlich sein wird, wenn jedes andere Licht erloschen ist.«

Ihre Mutter hatte ihr beigebracht, was Poesie war.

Der Himmel hatte sich schnell verdunkelt, nur von einzelnen Lichtstrahlen durchbrochen. Es war, als würde ein Kind eine Hand zwischen Erde und Sonne halten und abwechselnd die Finger öffnen und wieder schließen.

Risa blieb gerade noch genug Zeit, um auf die Straße zu gelangen und etwa zwei Kilometer am Ufer entlangzulaufen, bevor der Regen einsetzte.

Es sah aus, als würden unzählige silberne Nadeln von oben herabfallen und dann, von Windstößen gebeutelt, die Richtung wechseln. Die Nadeln bohrten sich in Risas Haar, in das Segeltuch ihrer Schuhe, durchdrangen hemmungslos ihre Kleidung, sodass sie innerhalb weniger Minuten klitschnass war. Es schien ihr sinnlos, sich irgendwo unterzustellen, selbst als das Vordach eines Hauses in Sicht kam.

»He, hallo, Sie da!«

Risa drehte sich in die Richtung, aus der die Stimme gekommen war, sah aber nur Wasser.

»Hierher! Hierher! Kommen Sie!«